

Zuwendung - das wichtigste Therapeutikum

Autor(en): **Mehringer, Andreas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **52 (1981)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811804>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zuwendung – das wichtigste Therapeutikum

«Unsere Jugend», die deutsche «Zeitschrift für Jugendhilfe in Praxis und Wissenschaft», die im Verlag Ernst Reinhardt erscheint, hat auch in der Schweiz einen guten Namen. Ihr Schriftleiter, Dr. Andreas Mehringer, dem das schöne Buch «Heimkinder» zu danken ist, braucht den Lesern des VSA-Blatts «Schweizer Heimwesen» nicht vorgestellt zu werden. Er veröffentlichte in Nummer 2/80 der genannten Zeitschrift einen Vortrag, den er im Vorjahr an einer dem Thema «Beziehungen in der heilpädagogischen Arbeit» gewidmeten Tagung des Berufsverbandes der Heilpädagogen in Bad Lauterberg gehalten hatte. Die Redaktion des Fachblatts VSA freut sich und ist dankbar, mit Zustimmung des Verfassers den Vortragstext in diesem Heft abdrucken zu dürfen.

I.

«Beziehungen in der heilpädagogischen Arbeit» — zeigt das Thema dieser Tagung einen Wendepunkt in der Entwicklung der Heilpädagogik an? Ich glaube, wir sind gerade dabei, uns auf etwas Wesentliches zu besinnen, das wir längere Zeit verdrängt, vergessen haben. Da gilt wieder: Modern (neusprachlich: «in») kann auch das sein, was lange genug vergessen worden ist — vorausgesetzt, dass es die Wahrheit ist. Auf etwas Wesentliches besinnen — ich sage ungerne: «zurückbesinnen»; denn das, was sich da hoffentlich tut, ist kein Zurück, sondern in Wirklichkeit ein Fortschritt, gewonnen durch Erfahrungen aus der Uebertreibung entgegengesetzter Teilwahrheiten.

Was da vor etwa 15 Jahren aufbrach, aufbrechen musste, wurde in einem bekannten Buchtitel deutlich, der auch zum Schlagwort geworden ist: «Love ist not enough» — Liebe allein genügt nicht. Ich habe Bruno Bettelheim, den bewundernswerten Autor des Buches, damals nach einem Vortrag in München gefragt, ob er sich dessen bewusst sei, dass dieser Buchtitel nicht ungefährlich sei, weil er dem gerade aufkommenden Trend nach Entemotionalisierung, nach nüchterner Methodenanwendung im Sinne des Interaktionismus zuviel Wasser auf die Mühlen gebe. Bettelheim bejahte sofort und meinte, er müsse bald mit einer neuen Schrift vor dem Missverständnis warnen. Sein neuer Buchtitel mag diesem Vorhaben entsprechen: «So können sie nicht leben» — eine neue Sammlung von Erfahrungen mit seelisch schwer gestörten Kindern.

Zum Verdrängen des alten Wertes «Beziehung» trug oder trägt vieles bei, vor allem aber dies: Es ging — und es geht heute noch um eine neue Einstellung zum Kind. Und dabei geht es inhaltlich ganz sicher auch um mehr Freiheit — und Beziehung, Zuwendung kann die Befreiung hemmen. Familie, Elternliebe und -sorge ist «herrschaftsverdächtig». Das kann so sein — aber manche schütten damit das Kind mit dem Bad aus.

Wir haben in den letzten 20 Jahren erfahren: Neue Kommunikationstechniken können nützlich sein —

und auch mehr Geld, mehr Komfort, mehr Personal ist angenehm, aber dies alles brachte und bringt uns in der Hilfe für das Kind nicht weiter, wenn das Wesentliche gerade durch diese Auch-Fortschritte zu kurz kommt oder ganz verschüttet wird: die Beziehung. Es ist eine Zeiterfahrung mit vielen Parallelen, zum Beispiel in der Medizin, im Krankenhaus, wo man auch mit den neuen, immer ausgefeilteren technischen Hilfen in Gefahr ist, das Interesse am Wohlbefinden des ganzen Menschen zu vergessen (des ganzen Menschenkindes — es gibt zuletzt keinen Unterschied zwischen den Grundbedürfnissen von Kindern und Erwachsenen).

«Beziehungen» — wir sprechen in diesen Tagen von vielerlei Beziehungen, vor allem auch von Beziehungen, die wir als Fachpersonal untereinander haben und davon, wie sich diese gerade auf unsere Aufgabe auswirken. Die wichtigste Beziehung in unserer Arbeit ist aber sicher die zum Kind. Ob wir das nicht manchmal vergessen — in unserer Teamarbeit, bei unseren Sitzungen?

Aus dem Brief eines Heimmädchens, Alter 17, Ort: Berlin. «Bei uns wimmelt es von Erziehern und Fachpersonal. Sie haben sehr viel mit sich selbst zu tun, haben oft Sitzungen. Das ist auch ganz gut, denn dann lassen sie uns in Ruhe. Aber ich fühle mich doch oft recht einsam. Und ich ärgere mich oft, wenn ich merke, dass sie dort auch über mich reden — ohne mit mir zu reden.»

«Beziehung» zum Kind — was muss geschehen, dass sie entsteht, und was muss geschehen, dass sie — einmal zwischen diesem Kind und mir hergestellt — auch andauert, erhalten bleibt und wirksam bleibt, auch wenn ich nicht immer anwesend bin? Es bedarf der Zuwendung.

Zuwendung — ich möchte Sie einladen, dieses Wort jetzt zu bedenken. Dabei bin ich mir bewusst, dass ich in Gefahr bin, ein fachkompetentes Publikum zu langweilen mit dem, was ich dazu zu sagen habe, weil es gar nichts Neues ist. Sie denken vielleicht: das weiss ich doch, was das ist! Aber wissen wir es wirklich? Wissen wir es noch — so frage ich, wenn ich an manche jungen Sozialpädagogen, Diplompädagogen, auch Diplompsychologen denke, die frisch

ausgebildet (manchmal frisch verbildet — verzeihen Sie den harten Ausdruck, aber er entspricht manchmal der Wirklichkeit) von den Schulen kommen. Wissen wir doch — so frage ich in Erinnerung an manchen routinierten, enttäuschten, durch Erfahrung hart gewordenen älteren Kollegen. Zuwendung — nehmen wir zunächst das Wort beim Wort, bleiben wir beim Begriff und bei seiner Problematik. Dann will ich Bilder zeigen, Vorgänge, Beispiele uns vergewärtigen aus der stationären und aus der ambulanten heilpädagogischen Praxis — Beispiele mit Zuwendungsproblematik. Das ist der Hauptteil, er stammt aus der Erfahrung des Heimleiters, aber auch aus der teilnehmenden Beobachtung der Entwicklung unserer Sache, der Sache der Heilpädagogik, der jugendfürsorgischen Praxis in den letzten Jahren und heute.

II.

Bleiben wir also zunächst beim Wort selber. Wenn wir es hinterfragen (um einmal dieses oft gebrauchte Wort zu benutzen, das unsere Zeit gut charakterisiert), dann stossen wir auf die ganze Problematik dieses Tuns. In welcher Absicht geschieht es denn, wenn ich mich jemandem zuwende? Und ist dies von Dauer? Ist dies von dem Adressaten überhaupt gewünscht? Es geschieht viel oberflächliche ‚Zuwendung‘ — und solche, die nur bewahren, behalten will, die will, dass der andere stehenbleibt, die nicht wachstumsbezogen ist; und solche, die gar nicht den anderen meint, sondern vom Eigeninteresse bestimmt ist; auch solche, die aufdringlich ist und nicht warten kann. Wie sieht also die Kehrseite aus?

Da ist der geschiedene Vater, der sich seiner Tochter intensiv zuwendet, um sie für sich zu gewinnen. Da sind die Pflegeeltern, die Adoptiveltern, die ihre Zuwendung zum neuen Kind sehr rasch von dessen Wohlverhalten abhängig machen. Da ist das Heimkind, das es nach mehrmaligem Wechsel satt hat, im neuen Heim schon wieder mit gut gemeinter Zuwendung umworben zu werden und dies für längere Zeit als Bindungszumutung empfindet und ablehnt. Da ist die Mutter, die heute ihr Kind verwöhnt — und es morgen in Ungeduld mit Liebesentzug bestraft und verunsichert und ängstigt. Und da sind die grossen Kinder, die Jugendlichen überhaupt, die wohl noch Teilnahme wollen, aber nicht die übertriebene Art von Zuwendung, die sie oft noch erfahren, die das Freiwerden und Selbständigwerden nicht zulässt.

Unechte Zuwendung — in J. Korczaks bekannter Jugenddichtung «König Hänschen I.» ist sie einmal kennerhaft beschrieben. Der Kinderkönig, der eine zeitlang das Land regiert (und später auch daran wieder scheitert und verbannt wird), hat seinen alten Freund Fritz zum Präsidenten der aus Kindern bestehenden Abgeordnetenversammlung gemacht. Die Versammlung tagt, der Präsident ruft auf, man möge durch Zuruf Gesetzesanträge einbringen. Neben dem ganz kindgemässen Verlangen «Wir brauchen mehr Taschenmesser» kommt da dieser, nur in einer utopischen Kinderrepublik denkbare Kinderbefreiungsantrag: «Es soll Gesetz werden, dass uns alte Tanten nie mehr einfach abküssen dürfen!»

Echte Zuwendung — der andere muss sie wollen, sie muss von Dauer, sie muss verlässlich sein, das

Gefühl des Sich-verlassen-Könnens, des Vertrauens stiften. Das Eigeninteresse darf nicht überwiegen. Ganz ohne Eigeninteresse — das gibt es wohl nicht. Keine Mutter, kein Erzieher ist davon ganz frei — und er soll auch nicht ganz davon frei sein müssen. Im Gegenteil: In dem Vorgang liegt letzten Endes ein tieferer Sinn menschlichen Miteinanders: Nicht nur dem, der Zuwendung erfährt — auch dem anderen, der Zuwendung gibt, kommt Freude zu. Er wird — im Zuwenden — auch selbst der Beschenkte.

Die Merkmale der echten Zuwendung werden wir für die Beispiele im Gedächtnis behalten müssen. Dabei könnten wir versucht sein, unser Wort einfach mit «liebhaben», mit «Liebe» zu übersetzen. Hier wird aber eine Grenze deutlich. Wiederum der Realist J. Korczak weist darauf in. Er hat sich seinen Kindern nicht nur beispielhaft zugewendet, indem er sie zu Ende getröstet hat. In seinen Büchern steckt eine für meine Begriffe äusserst moderne pädagogische Diktion¹. Liebe kann man nicht zur Pflicht machen, nicht fordern. Sie ereignet sich immer, wenn sie sich ereignet: aus Gnade. Was aber immer von uns verlangt werden kann, wenn wir mit Kindern umgehen, was wir sicher tun können und müssen und was wesentlich weiterhilft: das Kind achten, respektieren. Seine Rechte achten — Korczak beschreibt sie (seine einfache Sprache würde unserer Erziehungswissenschaft gut tun): «Ich habe diese Grundrechte für Kinder herausgefunden: das Recht des Kindes, so zu sein, wie es ist und das Recht auf seinen heutigen Tag.» Zuwendung heisst: Ich beachte, ich registriere Dich — und ich schätze und bejahe Dich, so wie Du zurzeit bist, ohne dass Du Vorbedingungen erfüllen musst und ohne dass ich Dich mit anderen vergleiche!

«Ich registriere Dich.» In der Schule, in den Schulen, dem Nachbarfeld unseres Tuns, das sich oft wie Feindesland auswirkt, fehlt oft sogar dies Minimum an Pädagogik. Ich erinnere mich an eines unserer Heimkinder, Charlotte, 9, ein vom Schicksal geschundenes kleines Mädchen. Es gab Schwierigkeiten in der Schule. Drei Wochen nach Beginn eines neuen Schuljahres fragte ich das Kind: Na, wie ist denn nun die neue Lehrerin? Antwort: Ach, die hat mich noch gar nicht angeschaut.

Bei Korczak finden wir noch ein anderes Wort, das uns daran erinnert, worauf es noch ankommt. Die Kinder sind, so Korczak, «mit der schweren Arbeit des Wachsens beschäftigt». Wir sind mit unserer Zuwendung immer dann in Gefahr, einen Fehler zu machen, wenn sie nicht stets wachstumsbezogen ist. Zuwendung heisst demnach noch: die Grundbedürfnisse des Kindes sehen und befriedigen, indem man das Kind schützt und birgt, immerzu und immer noch, solange es Schutz braucht; es braucht ihn viel länger, als manche Emanzipations-Ideologen heute vorgeben; aber doch Freude haben an seinem Wachstum, an seinem Freierwerden, Selbständiger- und Unabhängigerwerden. Das ist ein Prozess des

¹ Janusz Korczak, der «Pestalozzi aus Warschau», Kurzbiographie von Erich Dauzenroth, Sekretariat Schweizer Lehrerverein, 8057 Zürich. — Werke: «Wie man ein Kind lieben soll», «Das Recht des Kindes auf Achtung» (Vandenhoeck); «König Hänschen I» (2 Bde, dtv); «Verteidigt die Kinder», «Von Kindern und anderen Vorbildern» (2 neue Sammlungen von überlieferten Texten, Gütersloher Verlagshaus).

Mitwachsens in der Zuwendung — nicht ohne Schmerz, wie dies beispielhaft in einem Gedicht von Marie Luise Kaschnitz zum Ausdruck kommt.

Ich will Dich gar nicht so mutig
und auch nicht besonders schön,
weil die allzu Kühnen und Schönen
so oft zugrunde gehen.
Ja, am liebsten behielt ich Dich immer
bei mir.
Ich heizte Dir das Zimmer
und liesse Dich nicht vor die Tür.
Denn draussen ist sehr viel Böses,
weiss nicht, wo das Gute blieb.

Das Element des Schützens, des Angenommenseins und Angenommenbleibens darf, muss auch in späteren Phasen des Begleitens noch enthalten sein: in einer zweiten Phase nach dem Bergen, nämlich beim Hinausführen in die Welt, beim Fördern seiner Anlagen und Kräfte, das kein Ueberfördern sein darf — und schliesslich ganz sicher auch noch in der dritten Phase, wenn es gilt, den jungen Menschen allmählich zu entlassen, ihn ganz freizulassen, immer noch zu ihm zu stehen, für ihn da zu sein, — ihn freizulassen, ohne ihn zu verlassen. Es gibt heute ein spezielles pädagogisches Zeit-Defizit: Die Kunst der rechten Zuwendung gerade gegenüber grösseren Kindern und Jugendlichen ist verlorengegangen. Ich komme nochmal darauf.

III.

Was ist Zuwendung? Sie ist die notwendige Grunderfahrung, die jedem Kind im normalen Erziehungs-geschehen zuteil wird. Mit Vergleichsbildern könnte man sagen: Sie ist das Brot — gleich daneben steht das Wort Hunger. Ich erinnere an eines der schönsten Beispiele der bildenden Kunst für unsere Arbeit: die Grafik «Hungernde Kinder» von Käthe Kollwitz. Oder — um noch ein anderes Bild zu nehmen, das uns vertraut ist, wenn wir eine gute Beziehung zur Natur, zu den Bäumen haben: Zuwendung erzeugt Wurzeln — und einmal entstandene Wurzeln verzweigen sich weiter und bestimmen den Wurzelboden des Lebewesens. Wurzelboden — hier ist schon ganz in der Nähe das Wort Heimat, und da denken wir an die schöne, weil einfache Definition von unserem Freund Paul Moor: Verwahrlosung ist Heimatlosigkeit, ist Wurzellosigkeit.

Zuwendung ist aber dann eben auch ein Therapeutikum in unserer Bemühung um Kinder ausserhalb der sozialen Norm, das wichtigste Therapeutikum — so sehe ich es — neben und zusammen mit allen anderen heilpädagogischen Bemühungen. Es ist eine meiner schönen Lebenserfahrungen: Ausgefallene Zuwendung ist nachholbar. Es gibt so etwas wie ein Nach-Bergen — unter gewissen Bedingungen, bis zu einem gewissen Grad: Und das ist oft schon viel. Viele Fremderzieher, Pflegeeltern, Adoptiveltern haben es erfahren und dürfen es immer neu erfahren. Viele ältere Heimerzieher auch, zu denen die «Ehemaligen» kommen und sagen: Wie gut, dass ich dann bei dir, bei euch war!

Beispiel 1: Frühe Kindheit

Bei ganz kleinen Kindern ist Zuwendung lebensnotwendig, ihr Fehlen lebensbedrohend, ihr Wiederaufkommen lebensrettend. Ein alter Freund, der Tübinger Kinderarzt Professor Alfred Nitschke², hat mich schon in den fünfziger Jahren, noch vor meinen eigenen Erfahrungen mit vielen hospitalisierten Säuglingen, beeindruckt mit den Berichten aus seiner Kinderklinik, mit Kurzgeschichten wie dieser: Ein eineinhalbjähriges Kind mit schwerer Darmerkrankung zeigte nach mannigfacher medizinischer Therapie einschliesslich Operation keine Besserung, musste schon fast aufgegeben werden. Nitschke entschloss sich zu folgender Massnahme: Er beauftragte eine dafür besonders geeignete Schwester (die leibliche Mutter kam nicht in Frage) damit, bis auf weiteres ausschliesslich für dieses Kind dazusein und diesem Kind Zuwendung zu geben. Der Erfolg: Das Kind wurde gesund.

Ich habe dann in den fünfziger und in den sechziger Jahren viele hospitalisierte ein- bis dreijährige Kinder aus den damals noch bestehenden Säuglingsheimen in unsere Familiengruppen geholt. Man übergab uns diese Kinder oft nackt, Wäsche und Kleidung behielt das abgebende Heim. Wer hat schon — wie wir damals — in einer solchen Dichte erlebt, was es um ein zweijähriges Kind zum Beispiel ist, das schon zweimal 365 Tage lebt, ohne richtig angeschaut worden zu sein, also ohne Mutterliebe. Das ist der Grund, warum wir auch immer wieder dies besonders betonen. Es waren weit über hundert Kinder, die wir in diesen Jahren damals aus den Säuglingsheimen abgeholt haben³. Wir haben erlebt, wie diese Kinder noch lange nicht ansprechbar waren und wie sie dann doch in der gemischt zusammengesetzten Gruppe, durch intensive Zuwendung eines Menschen, aber auch durch Zuwendung von seiten der anderen Kinder so richtig aufgeblüht sind. Ich wünschte, dass alle, die mit der «Sache Kind» verantwortlich zu tun haben (Erziehungswissenschaftler, Psychologen, auch Politiker) dies miterlebt hätten. Dann würden sie dies endlich tiefer begreifen und wahrhaben und danach handeln: Kindheit beginnt mit Null, das heisst nackt und ganz hilflos. Die schrecklichen Säuglingsheime³ gibt es heute kaum noch. Aber es gibt einen weit verbreiteten Kleinkind-Hospitalismus in den Familien, der oft als solcher nicht mehr erkannt wird; der heute auch noch gefördert wird durch eine falsche sogenannte wissenschaftliche Frühpädagogik, die sich ausschliesslich versteht als Frühlernen, als «Vorschul»pädagogik.

Das kleine Kind kann die Mutter, kann die Eltern nicht entbehren. Wenn es sie entbehren muss, so ist das nur zu verantworten, wenn ein adäquater Ersatz

² Damals ein weisser Rabe unter den Aerzten. Die meisten Aerzte denken auch heute noch rein somatisch, aber die Zahl der psychosomatisch denkenden wird allmählich grösser. — Sein Buch: Alfred Nitschke, «Das verwaiste Kind der Natur. Aerztliche Beobachtungen zur Welt des jungen Menschen». 2. Aufl. 1967. Leider vergriffen (Niemeyer Verlag, Tübingen).

³ Siehe dazu meinen Bericht «Niemandskinder. Erfahrungen eines Heimleiters» in: Verlorene Kinder. Hrsg. von J. Pechstein, E. Siebenmorgen u. a. (Kösel Verlag, München).

Rechtzeitig zum «Jahr des Behinderten» 1981

Neue Impulse für die Praxis

Als erster Band einer neuen Reihe «Schriften zur Anthropologie des Behinderten» ist im Verlag des Vereins für Schweizerisches Heimwesen (VSA) ein Buch erschienen, in dessen Mittelpunkt der behinderte Mensch steht:

Hermann Siegenthaler, Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer / Vier Vorträge zum Erwachsenwerden Geistigbehinderter und zur Herausforderung an Eltern und Betreuer, 84 Seiten, Zürich 1980, Fr. 10.60.

Dieses Buch richtet sich an die Eltern und Betreuer von Geistigbehinderten, aber es unterliegt keinem Zweifel, dass die darin vereinigten, in einem inneren Zusammenhang stehenden vier Vorträge des Zürcher Heilpädagogen Prof. Dr. Hermann Siegenthaler darüber hinaus einen weiten Kreis von Interessenten anzusprechen vermögen.

Die vier Vortragstexte beschäftigen sich allesamt mit dem Thema des Menschseins. Was ist der Mensch? Diese Frage, die sich den Eltern und Betreuern von Geistigbehinderten in besonderer Weise und immer wieder aufs neue stellt, wird von Siegenthaler «von der Grenze her» angegangen — nämlich von jener Grenze her, an welche unser Denken oft anstösst und vor welcher es ratlos-resigniert versagt, solange es an der hochmütigen Wunschvorstellung festhält, dass Wert und Würde des Menschseins sich allein in der Selbstbestimmung und in der Autonomie des Menschen erfüllen könnten.

Auch Geistigbehinderte oder durch Krankheit und Alter veränderte Menschen sind und bleiben Menschen, solange sie leben. In leichtverständlicher Sprache macht das Buch das Verbindende sichtbar, was den Behinderten und den nichtbehinderten Eltern und Betreuern gemeinsam ist. «Mich interessiert dieses Verbindende», sagt Siegenthaler: «Jene menschlichen Züge, die weder durch Intelligenz und Gesundheit noch durch Krankheit und Behinderung verschüttet werden.»

Es ist ein ungemein schönes, ungewöhnlich hilfreiches Buch, das ermutigende Einsichten erschliesst und sich von allen billigen Klischees und Rezepten fernhält. Siegenthaler legt darin seine Auffassung von Erziehung und Förderung des Behinderten unaufdringlich-überzeugend dar. Er will der Praxis neue Impulse geben, ist doch die Praxis erklärermassen sein besonderes Anliegen. Für die neue Schriftenreihe des VSA ist es ein gutes, vielversprechendes Zeichen, dass sie mit einem Buch wie diesem eröffnet werden kann. Der zweite Band der Reihe wird voraussichtlich im Herbst 1981 erscheinen.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

_____ Exemplar(e) der Schrift «Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer» von Prof. Dr. H. Siegenthaler zum Preis von Fr. 10.60, ab 10 Expl. Fr. 9.60 (exkl. Porto und Verpackung).

Name _____

Vorname _____

Adresse _____

PLZ, Ort _____

Datum _____

Unterschrift _____

Bitte senden an Sekretariat VSA, Seergartenstrasse 2, 8008 Zürich.

möglich ist — nicht umgekehrt. «Wir sind nicht da, wir haben keine Zeit für dich, und du hast dich irgendwie danach zu richten!»

Dass die Wissenschaft (oder was sich immer so nennt) die grosse Erkenntnis der fünfziger Jahre eines R. Spitz, Portmann u. a. von der Angewiesenheit des Säuglings auf verlässliche Zuwendung wieder in Frage stellt, ist für mich das besondere sozialpädagogische Aergernis unserer Zeit. Sie müssten es selber besser wissen. Hier muss man mit Bertolt Brecht sagen: Wer die Wahrheit bloss nicht weiss, ist ein Dummkopf. Wer sie weiss und sie verleugnet, begeht ein Verbrechen.

Es geht dabei nicht nur um die Frage: Berufstätige Mutter, ja oder nein — es kommt vielmehr darauf an, wie die Eltern da sind, nicht nur darauf, dass sie überhaupt da sind. Ein Kinderpsychiater zitierte die Aussage eines 8jährigen seelisch kranken Patienten: «Auch wenn meine Mutter da ist, macht sie so ein weggegangenes Gesicht.» Er meinte, die Aerzte und andere müssten jungen Eltern helfen, dass diese mit ihrer Elternrolle sich positiv identifizieren. Viele junge Menschen, die Eltern werden, wissen nicht, was das heisst, ein Kind zu haben. Beginnen müsste diese Hilfe schon vor der ‚Planung‘ und vor der Geburt eines Kindes.

Ich betone nochmal die Wichtigkeit von Zuwendung für das Alter 0 bis 3. Alle Berufspädagogen, auch wir Sozial- und Heilpädagogogen, versäumen leicht die pädagogische Grunderfahrung dieses Alters und bedenken immer zuwenig das besondere Merkmal dieses Alters, nämlich die extreme Hilflosigkeit und Wehrlosigkeit.

Beispiel 2: Heilpädagogischer Alltag im Heim

Heute leben in den Heimen mehr ältere Kinder (kleine anderweitig unterzubringende Kinder sind für die Familienpflege sehr gefragt) — und sehr schwierig gewordene «verhaltensgestörte» Kinder, bei denen man es weit hat kommen lassen. Liest man die Vorgesichten, die kleinen Biographien dieser Kinder — bei denen man staunen lernt über die Phantasie des Schicksals —, dann fragt man sich immer wieder, wer denn da eigentlich verhaltensgestört ist oder war und ob denn das auffällige Verhalten, das Ausschlagen des Kindes nicht gerade ein gutes Zeichen dafür ist, das es noch lebt, noch nicht aufgegeben hat, sondern sich nur dagegen wehrt, wie man mit ihm umgeht oder umgegangen ist. Je stärker die Symptome, die Folgen von Vernachlässigung aller Art dann in Erscheinung treten, desto mehr denken wir nur noch an Therapie und vergessen: das Grundbedürfnis von Kindern nach Zuwendung ist keine Krankheit. In der ganzen Heimpädagogik kam das Wort auf: Nicht mehr beheimaten, sondern behandeln heisst die Parole. Als ob man beides je voneinander trennen könnte und dürfte! Es gibt keine «Therapie» für diese Kinder, wenn man übersieht, was ihnen im Grunde fehlt: endlich einmal irgendwo angenommen werden oder wieder angenommen werden.

Ich habe als Heimleiter aufgeschrieben, wie man diesem Grundanspruch der Kinder im Heim gerecht werden kann. Es wurde ein Aufsatz in der Fachzeitschrift «Unsere Jugend» und ein immer wieder verlangter Sonderdruck daraus. Die Schrift heisst: «Eine kleine Heilpädagogik» und liegt jetzt als Taschenbuch vor⁴.

Die Ratgebung besteht aus 7 Regeln. Die wichtigste ist die erste, sie heisst: das Kind in seiner Eigenart annehmen und es so akzeptieren, wie es jetzt ist (das ist auch eine Uebersetzung unseres Wortes «Zuwendung»). Wichtig erschien mir der Hinweis auf das wörtlich zu nehmende Wahrnehmen: auf das Anschauen, auch einmal mit verweilendem Blick — dies als legitime Form von Zärtlichkeit gerade beim grösseren Kind. Es geht dann um den «heilpädagogischen Alltag» im Heim — eine Sache von vielen individuellen Kleinigkeiten. Dazu gehört Phantasie in der Bemühung um dieses Kind mit seiner Eigenart, in seiner Lage; in der Bemühung, es von seinem Angenommensein zu überzeugen.

Ein Beispiel des Allereinfachsten an Zuwendung, das wissenschaftlich nicht so leicht zu fassen ist und darum leicht untergeht: Der 8jährige Junge in einer «Heilpädagogischen Tages-Gruppe» in Stuttgart sagte zu seiner Heilpädagogin: «Gell, ich darf lange, lange, lange damit spielen — und du bleibst immer bei mir, gell ganz lange, bis es Nacht wird.»

Beispiele, Anwendungsgebiete für kultivierte Heilpädagogik im Heim sind: die Art, wie man mit dem Kind spricht, wie man in seiner Nähe ist. Wie man es am Morgen empfängt, wie man es zu Bett bringt; dann das Essen, die Kleidung; das Feiern seines Geburtstages (wer es schon praktiziert hat, weiss, was solches Geschehen bedeuten kann); behutsame Angebote im musisch-künstlerischen, im sportlichen Bereich; die Hilfen für und auch einmal gegen die (überfordernde) Schule; noch schwieriger: das Wartenkönnen, das «Ausverwahrlosenlassen»; dabei besonders schwer das Ertragen, das Nicht-persönlich-Nehmen von Aggressionen, das Annehmen der negativen und auch der positiven Uebertragung; das Bemühen, dass mein Kind auch in der Gruppe angenommen wird; das Trösten im Gespräch; dem jungen Menschen in sein Schicksal hinein helfen. Und das Schwerste: Sich selbst wieder zurücknehmen, wenn das Kind nach Hause oder in Familienpflege kommt, wenn vom Heim aus dann erreicht wurde, dass die Zuwendung, das Angenommensein auf weite Sicht anderswo garantiert ist.

Ich muss noch ein wenig bei der Heimerziehung bleiben. Alles Geschilderte ist leichter gesagt als getan. Leisten kann dies ein Heim nur unter der Voraussetzung, dass es erstens ‚strukturell‘ dazu in der Lage ist und dass es zweitens auch personell auf diese Leistung eingestellt ist.

‚Strukturell‘: Es gibt im Grunde nur ein einziges wichtiges Strukturelement, das man heute voraussetzen muss, nämlich die überschaubare kleine

⁴ Andreas Mehringer, «Eine kleine Heilpädagogik. Vom Umgang mit schwierigen Kindern». 6. Aufl. 1979, Ernst Reinhardt, München. 96 Seiten. DM 8,80.

Lebenseinheit — verwirklicht entweder in Form des kleinen Heimes oder in Form der selbständigen Gruppe eines grösseren, dezentralisiert organisierten Heimes. Das recht verstandene Familienprinzip also — ich betone: das recht verstandene. Wir haben in München nach dem Krieg unter Ausnützung der Chance der Ruine eines großstädtischen Heimes damit begonnen und waren selbst sehr überrascht, als man dies so ausserordentlich neu und progressiv fand. Die Ablösung der «Anstalt» und die Uebernahme übertragbarer Elemente der Familie (kleine Gruppe, gemischt, abgeschlossene Wohnweise) in das Zusammenleben von familienlosen Kindern war endlich reif. Man braucht diese Organisationsform nicht Familienprinzip zu nennen. Wer sich an diesem Wort stört, kann auch sagen, es ist das Prinzip der kleinen vertikalen Lebenseinheit. Das Prinzip hat sich in vielen Variationen durchgesetzt und auch bewährt. Es ermöglicht vor allem Zuwendung auf weite Sicht, also Kontinuität: Zu Hause ist man dort, wo man bleiben darf, auch wenn man «böse» gewesen ist.

Seien wir froh, dass wir das erreicht haben — und das für diese Kinder Erreichte dürfen wir uns auch nicht wieder nehmen lassen. Hier muss gesagt werden: Neu gefährdet sind Heimkinder in ihrem primären Bedürfnis nach Zuwendung durch zwei neue Entwicklungen. Einmal durch die Tendenz nach immer stärkerer Therapeutisierung der Heimerziehung. Das Heimkind hat dann in der Hauptsache «Termin beim Spezialisten»⁵. Gefährdet ist die kleine überschaubare Gruppe aber vor allem durch die (da und dort schon streng durchgeführte) Uebertragung der «Arbeitszeitordnung» auch für die Heimerzieher. Im Schichtdienst — mit zu viel fluktuierendem Personal — ist aber nicht zu leisten, was in einem Heim für diese Kinder geleistet werden muss. Hier liegt durchaus ein Problem vor, denn auch die Einsatzkraft des praktischen Heilpädagogen hat Grenzen und wir dürfen sicher nicht in alte Uebertreibungen zurückfallen. Anstaltserzieher hatten früher zu viele Kinder, heute haben Heimkinder oft schon zu viele Erzieher — und das ist die moderne Variation von «Anstalt», nicht besser als die alte, denn wiederum findet Zuwendung nicht statt. Die Lösung des Problems müsste möglich sein, wenn man an die Kinder denkt. Sie liegt in dieser Reichtung: Annahme der zeitlichen Mehrbelastung durch den Heimerzieher. Sie kann ausgeglichen werden durch andere Äquivalente, durch eine Mehrarbeitspauschale, durch längere Urlaube, durch frühere Pensionierung.

In guter Kenntnis vieler Heime habe ich die Erfahrung gemacht: Es stimmt nicht, dass es keine jungen

⁵ Zu diesem Thema gab es im Nov. 79 eine Tagung der IGfH in Augsburg. Siehe dazu den Bericht in Heft 1/80 «Unsere Jugend». Der Textband zu dieser Tagung wurde von der IGfH im Laufe des Jahres herausgebracht. — Ein kindfremder Therapismus in der Heimerziehung wird noch verstärkt durch das moderne, bestechend klingene Stichwort «Differenzierung». Die äussere Differenzierung nach Schwierigkeitsgrad und Art hat man da und dort schon zu weit getrieben. Sie fördert die Katalogisierung dieser Kinder — wiederum mit der häufigen Folge des Versetzwerdens. Ein fast kuriozes Beispiel ist der «Heimdifferenzierungsplan» des Landes Bayern. Man sollte mehr zum Prinzip der inneren Differenzierung zurückkehren.

Stark gefragt:

VSA-Richtlinien

zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben

Bis vor einigen Monaten waren beim VSA die «Anstellungsbedingungen für Heimpersonal» erhältlich, die 1973 als kleine Acht-Seiten-Broschüre erschienen sind. Es handelte sich um eine Zusammenstellung der einschlägigen Bestimmungen des Schweizerischen Obligationenrechts sowie des Normalarbeitsvertrags für das Erziehungspersonal und des Normalarbeitsvertrags für das Pflegepersonal. Diese «Anstellungsbedingungen» konnten einzeln oder zusammen mit einem Anstellungsvertragsformular beim Sekretariat VSA bezogen werden.

Im Lauf der Jahre zeigte es sich immer deutlicher, dass die «Anstellungsbedingungen» überholungsbedürftig wurden. Auf der Grundlage eines von Dr. Heinrich Sattler gelieferten ersten Entwurfs machten sich 1979 die Kommission Heimerziehung und die Altersheimkommission des VSA hinter die Aufgabe der Ueberarbeitung. Das Resultat der Arbeit vieler Kommissionssitzungen, das vom Vorstand im August 1980 gutgeheissen worden ist, liegt jetzt in den «VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben» vor.

Die neuen «Richtlinien» wurden vor der Gutheissung durch den Vorstand von einem auf Fragen des Arbeitsrechts spezialisierten Juristen und von einem Versicherungsfachmann mit Sorgfalt geprüft. Die Fachleute beurteilten das Papier positiv und bezeichneten es als vielseitig brauchbar. Besonders hervorgehoben wurde die Uebersichtlichkeit und die durch die Gliederung des Aufbaus gewonnene Flexibilität in der Anwendung.

Die «Richtlinien» werden als komplettes Set abgegeben. Jedes Set umfasst zwei Vertragsformulare — je ein Formular für den Arbeitnehmer und für den Arbeitgeber. Die «Richtlinien» bilden einen festen Bestandteil des Vertrags und sind mit der Vertragsunterzeichnung ausgefüllt dem Arbeitnehmer auszuhändigen. Im Anhang I folgen den «Richtlinien» die Erläuterungen und Empfehlungen, die der VSA den Vertragspartnern geben kann. Anhang II bilden die Anmerkungen zur Frage der Kündigung zur Unzeit, und Anhang III gibt einen knappen Ueberblick über das Arbeitsvertragsrecht. Die ganze buntfarbige Garnitur mit Klemmschiene umfasst 18 Seiten und wird vom Sekretariat VSA zum Selbstkostenpreis (plus Porto) abgegeben.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

_____ Set(s) der neuen VSA-Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben zum Preis von Fr. 3.— pro Set (exkl. Porto und Verpackung).

Name und Adresse

Einsenden an Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich, Tel. 01 252 49 48.

Menschen gibt, die man dafür gewinnen kann. Das Wichtigste an Heilpädagogik (das «Heilpädagogische» — wenn ich diesen Superlativ einmal gebrauchen darf — was man in den Heimen heute tun kann) ist dies: dass man der kleinen Kinder- oder Jugendlichengruppe jeweils eine ruhige Erzieherbesetzung gibt oder wiedergibt. Ruhig heisst: nicht zu viele (die Grenze liegt bei einer Gruppe von 8—10 Kindern, nicht streng aber etwa bei drei) — und längeres Bleiben wenigstens bei einem oder zwei Erwachsenen. In den vielen kleinen Heimen und in «Aussenwohngruppen» ist die Arbeitsregelung im Sinne des oben Gesagten kein Problem mehr. Es gibt sogar schon ein erstes Beispiel dafür, dass man das AWG-Prinzip auch in einem städtischen Heim durchsetzen kann ⁶.

Noch halten sich, vor allen in den Großstädten, reinliche AZO-Regelungen ganz auf Kosten des Kindes. Dabei ist es ärgerlich, wenn Heim-Direktoren sagen: Bei uns klappt das doch wunderbar («Betrieb läuft») — und besonders ärgerlich ist es, wenn da und dort

⁶ Siehe: Rudolf Podgornik, «Von der Institution Kinderheim zum Heim als Wohngruppenverband», UJ 1979, S. 146—155. — Der Autor hatte ein gutes Echo mit der Darstellung seines Beispiels. Er erhält immer wieder Anfragen von Heimleiterkollegen: Wie schaffen Sie das mit der Verwaltung? Anschrift: Städt. Heim für Heil- und Sonderpädagogik, 4600 Dortmund-Brünnighausen, Zillestrasse 301, Tel. 0231 71 35 96.

Sinnstörende Druckfehler

Dass der sogenannte Druckfehlerteufel in Zeitungen und Zeitschriften sein Unwesen treibt, ist bekannt; dass er auch das Fachblatt, das jetzt unter dem Haupttitel «Schweizer Heimwesen» erscheint, nicht zu verschonen pflegt, wissen die Leser ebenfalls. Als bedauernswertes Opfer hat er sich *Dr. Josef Kühne* (Rorschach) ausgesucht, dessen in Schaffhausen gehaltener Vortrag «Wieder erziehen zur Gewissenhaftigkeit?» im Januar-Heft abgedruckt worden ist. Im genannten Text muss es *richtig* heissen:

Seite 12:

«Letztlich aber glaubte Freud zeitlebens, dass eigentlich die Biologie die fundierende Wissenschaft aller Psychologie sei.»

Seite 16:

«Ich meine, dass zum Beispiel die ‚realistische Wendung‘ (H. Roth) für die Pädagogik recht heilsam war.»

«Luyten geht aus von den bekannten anthropologischen Befunden, dass der Mensch, biologisch gesehen, ein Mängelwesen ist.»

Die Redaktion bittet den Autor und die Leser höflich, die sinnstörenden Druckfehler entschuldigen zu wollen.

auch Heime mit kirchlicher Trägerschaft dem Trend und dem Zwang des Schichtdienstes folgen, statt sich gerade in diesem Punkt auf ihr Proprium zu besinnen.

Heime bleiben auch in Zukunft notwendig (ganz wörtlich gemeint) als Stätten zuverlässiger Zuwendung: Wir nehmen dich wie du bist. Das Wichtigste dort sind die Menschen, die mit diesen Kindern zusammenleben wollen — und zwar lange; die diese Kinder nicht nur kurz zum Ausprobieren gebrauchen oder auch missbrauchen; die für diese Kinder beides bewirken: den gelungenen heilpädagogischen Alltag und die Zugehörigkeit als Lebenserfahrung; Menschen, die dabei auch noch fröhlich bleiben. Es gibt noch solche (wir müssen verlangen, dass man ihnen dies auch gestattet). Sie müssen selbständig arbeiten dürfen (daran fehlt es noch oft) und sollen doch nicht alleingelassen werden. — Wie steht es mit dem Nachwuchs?

Kann man Zuwendung lernen?

Das Wichtigste nicht, nämlich die Bereitschaft dazu. Aber ist denn dies nicht wenigstens bei all denen gegeben, die Pädagogik beruflich betreiben? Leider nein. Das ganz konkrete Elend auf den pädagogischen Feldern (auch im Heim) besteht doch immer wieder darin, dass dort — besonders deutlich sichtbar in den Schulen aller Gattungen — Menschen tätig sind, die gar nicht dahin gehören. Erzieher, Lehrer — das ist ein gefährlicher Beruf. Man kann dort herrschen (Paul Klee: «Wenige können erziehen, ohne zu töten») — und man kann es sich sehr bequem machen. Das erste Problem der Erzieherausbildung ist und bleibt also: die Auswahl der Bewerber — eine schwierige Sache. In der Schweiz kann man sehen, wie sie geschickt gehandhabt wird (man geht dort nicht vom Notendurchschnitt aus). Aber nehmen wir an, das Wichtigste ist da, die Zuwendungsbereitschaft. Diese kann auch eine schlechte Ausbildung nicht so leicht zerstören, aber das wäre zu wenig. Aus- und Fortbildung muss die Zuwendungsbereitschaft läutern: gewärtig machen auf eigene Fehlhaltungen, sensibilisieren, den Blick schärfen. Dieses persönlichkeitsbildende Element kommt in der Ausbildung gegenüber der Stoffvermittlung heute immer noch viel zu kurz: Kinder anschauen lernen (nicht zuerst das prüfende, beurteilende), das Einmalige jedes Kindes wahrnehmen lernen! Da aber die Kindergruppen heute mehrfach besetzt sind, muss noch hinzukommen: die Bereitschaft zu einer eifersuchtslosen Zusammenarbeit. Gerade darauf werden junge Erzieher in den Schulen noch gar nicht vorbereitet. Die Zuwendungsszene in den Heimen ist gekennzeichnet von der bekannten bängigen Frage des Kindes: «Wer hat morgen Dienst?» Ein wirklicher Konsensus in der Grundeinstellung muss als Aufgabe gesehen werden. Und es muss auch sein dürfen, dass ein Erzieher sich in seiner Sorge einmal auf ein Kind konzentriert, damit jedes Kind bei den verschiedenen Dienstzeiten der Erzieher um einen Menschen weiss, zu dem es Vertrauen hat, der es kennt, der eine entscheidende Zeit

lang besonders zu ihm steht, es auch verteidigt — und ihm dadurch wesentlich weiterhilft.

Beispiel 3: Pflegestellen

Zuwendungsbereite Menschen für diese Kinder — das Problem wird heute nochmal besonders deutlich in dem Teil der Jugendhilfe, der in den letzten Jahren sehr erfreuliche Fortschritte gemacht hat: im Pflegestellenwesen, in der Vermittlung von Adoptionen. Alle (oder fast alle) in Familienpflege zu vermittelnde Kinder sind heute mehr oder weniger Problemkinder. Begegnet man ihnen normalpädagogisch, dann scheitert das Pflegeverhältnis oft sehr rasch wieder — schrecklich für das Kind, aber auch für die gutmeinenden, aber nicht genügend vorbereiteten Pflegeeltern. Viele Pflegekinder kommen heute aus Pflegefamilien wieder zurück — in das Heim, in dem sie waren, oder wieder in ein anderes Heim.

Die Spaltung in «heilpädagogisch» und «normal» wird aber nun auch im Pflegestellenwesen verwendet — im Grunde genau so zu unrecht wie in der Heimerziehung. Mit staunenswerter Selbstverständlichkeit wird da von «heilpädagogischen» Pflegestellen gesprochen. Das hervorstechend Neue daran ist die im Gegensatz zum dürftigen Pflegesatz von früher grosszügige Honorierung (1000 DM pro Kind im Monat und mehr). Dagegen ist nichts einzuwenden. Eine Sache muss nicht schlechter werden, wenn sie teurer wird. Früher wurde in diesem Bereich allzu viel Opferbereitschaft «um Gotteslohn» verlangt. Aber welche Heilpädagogik ist denn bei der teuren Pflegestelle gemeint? Welche wird bei der Uebergabe eines schon geschädigten Kleinkindes in die Adoptivfamilie verlangt und vorausgesetzt? Die Fremdeltern sind meist «Laien». Und auch wenn sie eine entsprechende Vorbildung mitbringen (ein Elternteil ist Lehrer, Psychologe, Pfarrer, Sozialpädagoge, Krankenschwester), ist es nicht sicher, dass sie die Probleme mit dem Pflege- oder Adoptivkind auch wirklich durchstehen. Die Erfahrungen in den letzten Jahren zeigen sogar dies ganz deutlich: Dort, wo man allzu optimistisch auf das Kriterium Vorbildung setzte, wurde man häufig enttäuscht — häufiger als bei nicht vorgebildeten, einfachen Pflegestellen. Letztere reflektieren zwar nicht so viel über ihre Probleme, bringen aber doch oft mehr verlässliche Bereitschaft mit, den Schwierigkeiten standzuhalten. So kann es denn heute sein, dass eine normale Pflegefamilie (mit dem amtlichen Pflegesatz von etwa 500 DM) einem sehr schwierigen Kind ein gutes eigenes Elternhaus durch alle Krisen hindurch ersetzt — und ein anderes, vielleicht weniger schwieriges, in einer sehr teuren «heilpädagogischen Pflegestelle» trotz aller methodischen Ueberlegungen, Gutachten, Analysen, Diskussionen das Wichtigste nicht bekommt, nämlich — das Ertragenwerden, das treue Durchhalten in der Zuwendung.

Wir Erzieher kennen ja diesen Vorgang: diese Kinder fordern uns heraus, prüfen uns, solange, bis sie es wirklich nicht mehr nötig haben. Ihre Frage heisst: «Wie fest stehst du eigentlich zu mir? Du hast dich



Stiftung Wagerenhof Uster

Zürcherisches Heim
für Geistigbehinderte

Die Stiftung Wagerenhof in Uster organisiert im Anschluss an die letztjährige Tagung im März 1981 Kurse für Fachkräfte, die mit geistigbehinderten Kindern und Erwachsenen arbeiten.

Thema: **Musik und Bewegung mit geistigbehinderten Menschen**

Kurs 1: **Turnen mit Geistigbehinderten**

Leitung: Roland Häberli,
dipl. Turnlehrer, Zürich
Datum: 9. bis 13. März 1981

Kurs 2: **Rhythmik als pädagogisches Arbeitsprinzip in Erziehung und Betreuung Geistigbehinderter**

Leitung: Prof. Dr. Hermann
Siegenthaler, Heilpädagoge,
Forch
Datum: 16. bis 19. März 1981

Kurs 3: **Bewegung mit geistigbehinderten Erwachsenen**

Leitung: Frau Susanne Naville,
Dozentin HPS, Zürich
Frau Pia Marbacher,
Psychomotorik-Therapeutin,
Zürich
Datum: 25. bis 27. März 1981

Kurs 4: **Musizieren mit Geistigbehinderten**

Leitung: Frau Gerda Bächli,
Musiktherapeutin, Zürich
Datum: 30. März bis 3. April 1981

Alle Kurse beinhalten Eigenerfahrungen wie auch praxisnahe Uebungen mit Geistigbehinderten. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt.

Organisation: Lic. phil. Thomas Hagmann,
Leiter des Wagerenhofes

Interessenten erhalten nähere Aukünfte sowie schriftliche Unterlagen durch das Sekretariat der Stiftung Wagerenhof, Asylstr. 24, 8610 Uster (Tel. 01 940 42 21, Fr. Hofmann verlangen).

bis jetzt ganz schön bewährt — aber jetzt tue ich dann etwas, wo auch du wieder versagen wirst, und mein Misstrauen wird sich bestätigen: mich nimmt niemand ganz an . . . Mit mir ist es nichts.» Pflege- und Adoptiveltern müssen also bei der Vermittlung und dann in der beratenden Begleitung mit diesem ersten und wichtigsten und einfachsten pädagogischen Grundsatz vertraut gemacht werden: Das Wichtigste ist die bedingungslose Kontinuität in der Zuwendung zu einem Kind, für das man sich entschlossen hat. Es geht um das Gewärtigmachen und das Gewärtigsein aller Menschen, die Kindern in Not wesentlich helfen wollen.

Beispiel 4: Einige Standardfälle aus der Erziehungsberatung

In der folgenden Reihe von Beispielen nenne ich einige Zeit-Probleme, die auch uns Sozial- und Heilpädagogen beschäftigen, wenn wir danach fragen, wie denn die Entwicklungsschäden, die wir heilen sollen, entstanden sind und immer wieder entstehen. Es sind Vorgänge wiederum mit besonderer Zuwendungsproblematik; aber im Gegensatz zu den Vorgängen und Beispielen mehr im stationären Bereich handelt es sich hier nicht um die Aufgabe, einen Nachholbedarf an Zuwendung selbst zu befriedigen, sondern dem Kind indirekt dadurch zu helfen, dass wir uns bemühen, seine eigene gefährdete Zuwendungssituation zu bessern, zu beruhigen, zu beleben oder auch einmal zu entkrampfen. Hier gilt, was Hans Zulliger einmal gesagt hat: Der Erziehungsberater soll nicht die Kinder lieben, mit denen er zu tun hat, sondern er soll die Aufgabe an diesen Kindern lieben. Das gilt auch für manche Funktion im stationären Bereich, zum Beispiel für den Psychologen oder Heilpädagogen im Heim, der dem Gruppenerzieher helfen muss, dass dieser seinerseits sein ganz eigenes Gefühl für die rechte Art der Zuwendung immer wieder bildet.

Einzelkinder

Da ist einmal an die Tatsache zu erinnern, dass heute viele Kinder (zirka 30 Prozent aller Kinder) Einzelkinder sind. Bei der heutigen Tendenz auch zur rechnerischen Familienplanung (die viele Gründe und ihre positive, berechnete Seite hat) ist anzunehmen, dass es in Zukunft noch mehr Einzelkinder geben wird. Wie geht es ihnen — und welche Menschen werden das sein? Die Gefahr besteht hier sicher nicht im Mangel an Zuwendung überhaupt. Aber welche Zuwendung ist das? Ist sie nicht allzu ‚erwachsenkonform‘? Bei vielen besteht wohl die Gefahr darin, dass sich das ganze Zuwendungspotential der Eltern auf das Kind konzentriert und das Kind erdrückt wird. Wir tun sicher gut daran, hier Überlegungen für vorbeugende Elternberatung anzustellen und auch gewärtig zu sein, dass wir in Zukunft noch mehr typischen Einzelkindern werden helfen müssen. «Kinder brauchen Geschwister» — der Grundsatz hat seine gewisse Berechtigung — und Geschwister (nicht leibliche) lassen sich ja auch «organisieren».

Gefährliche Uebergänge

In der Rückerinnerung an viele Heimkinder ist mir ein Vorgang in besonderer Erinnerung, der uns häufig so begegnete. Das Kind kam mit 7 oder 9 Jahren als schon «sehr schwierig» in unser Heim. Was war geschehen? Das Kind hatte, vorehelig geboren, die ersten Jahre bei der Grossmutter verbracht und war dann (nach Heirat oder Wiederheirat der Mutter) von dieser übernommen worden, häufig mit Schulbeginn — ohne dass da jemand die Beteiligten auf diesen schon von Natur aus gefährlichen Wechsel sorgfältig vorbereitet hätte. Da war dann die als Verwöhnung geltende Grosseltern-Pädagogik plötzlich durch eine Art grimmiger Normalpädagogik der jungen Eltern abgelöst worden. «Jetzt ist es aber höchste Zeit, dass du ‚spuren‘ lernst.» Die dramatische Weiterentwicklung mit bitterer Kindesnot war dann schon vorprogrammiert. Nicht selten kam und kommt es auf diese Weise auch zu Misshandlungen. Wir haben dann oft versucht, nachträglich den Fehler bewusst zu machen, aber das ist schwer. Fazit: Es ist alles zu versuchen, dass ein harter Bruch in der Art der Zuwendung (besonders im Vorschulalter) vermieden wird.

Kinder aus Ehescheidung

Die Ehescheidungen haben zugenommen, sie nehmen noch immer zu, und viele Kinder sind davon betroffen. Ihre Zahl seit 1965 beträgt schon über eine Million. Die genaue Zahl eines Jahres (1979): bei 108 258 Scheidungen 105 967 Kinder. Das oft gebrauchte Wort «Scheidungswaisen» verwende ich nicht, weil hier alle diese Vorgänge negativ fixiert werden, was nicht gerecht ist, denn manche Scheidungen befreien auch ein Kind, erlösen es zum Beispiel von einem harten Vater. Was hat das Problem mit der Zuwendung zu tun?

Der Anteil von Kindern aus Ehescheidungen in den Heimen ist heute schon sehr gross — und es sind die härteren Fälle von Scheidung oder Trennung. Wir haben auch ausserhalb von Heimerziehung mit diesen Kindern und den Eltern zu tun. Wir sollen mit ihnen arbeiten im Wissen um das hohe Gut einer kontinuierlichen Zuwendung, deren das Kind bedarf — in dem Streben, mit den Eltern zusammen eine Form ungebrochener Zuwendung zu erhalten. Wir sollten die Vorgänge nicht den Juristen (Richtern, Rechtsanwälten) allein überlassen, die auch heute noch oft ungute (wenn auch «korrekte») Regelungen treffen. Das Scheitern der Ehe muss nicht unbedingt auch ein Scheitern der Elternschaft bedeuten. Die meisten Eltern, auch wenn sie ganz klar und eindeutig zu ihrer Scheidung stehen, sind für den Gedanken motivierbar. Wer einige Erfahrung hat in diesem Bereich, wird wohl diese meine Erfahrungen bestätigen können, dass dies zu erreichen ist: dass der bewahrungskräftigere Elternteil dem Kind voll erhalten bleibt (es ist meist die Mutter, aber nicht immer) — und der andere Teil (meist der Vater) sich zunächst zurückzieht, sich nicht aufdrängt. Es ist gar nicht so schwer, ihn davon zu überzeugen, dass er selbst gerade auf diese Weise das Kind nicht ganz

verliert. — Ich glaube, wir können mithelfen, dass sich eine für die vielen betroffenen Kinder erträgliche Form von Scheidung durchsetzt⁷.

Problem Schule

Die Schule ist heute zu einer Gefahrenquelle von besonderem Gewicht für alle Kinder geworden — und zwar gerade für ihre Zuwendungssituation. Viele ehrgeizige und schulfrome Eltern verlangen von ihren Kindern — in ‚unheiliger Allianz‘ mit der Schule — mehr, als diese zu leisten vermögen. Die ganze «Zuwendung» kann dann einmal für längere Zeit im Leistungsverlangen aufgehen. Bei unseren Kindern, den Kindern ausserhalb der sozialen Norm ist die Gefahr, dass die Schule noch zusätzlich zum harten Problem wird, besonders gross. Der Anlass liegt nahe: Störendes Verhalten, vor allem aber das Leistungsveragen in der Schule ist ein häufiges Nebensymptom bei diesen Kindern. In der von uns geplanten Schonphase ist es nicht möglich, rasch genug auch die Schulleistung zu steigern, das Verhalten des Kindes dort von heute auf morgen zu normalisieren. Die Schule müsste mit-verstehen, mit-warten, aber sie tut es oft nicht.

Ich will die Schulmisere hier nicht ausbreiten. Wir kennen sie alle, sie wird nicht kleiner, sie besteht weiter. Keiner will mit schuld sein. Sie heisst: Stoff statt Kind! Zu viel, zu rasch, zu früh! Die «Ueberbietungssucht, die Krankheit unserer Zeit» (Wolfgang Metzger) wird schon dem Schulanfänger, ja schon dem Kindergartenkind, dem Vorschulkind eingepflanzt. Die Lernstoffe haben sich von den älteren Jahrgängen auf immer jüngere verlagert. Wer nicht mitkommt, wird aussortiert. «Vogel friss oder stirb!»

Manche Heime helfen sich mit einer zeitlich begrenzten heimeigenen Beschulung. Die Heimschule ist aber nicht überall gegeben, sie hat auch Nachteile — und da und dort ist sie nicht besser als die öffentliche. Auf Dauer ist die öffentliche Schule der nicht zu umgehende Ernstfall — Vorfeld für den harten Lebenskampf. Wir müssen also einerseits dem Kind helfen, dass es auch in diesem wichtigen Punkt vorankommt. Aber schonende Beschulung, Schutz vor weiterer massiver Entmutigung ist da einmal dringend geboten. Was tun? Zuwendung heisst auf diesem Feld vor allem: Trösten. «So wichtig ist die Schule nun auch wieder nicht.» Jedenfalls nicht so wichtig, dass sie nochmal Angst bringen darf. Wir können es im Heim immer wieder erleben, wie befreiend dies ein Kind empfindet, wenn man es gerade hier schützt und verteidigt, auch einmal gegen die Mitschüler, wenn nicht immer wieder verglichen wird! Das Gespräch mit der Lehrkraft, die Bitte um Geduld kann auch etwas bewirken. Information ist

⁷ Eine sozialpädagogische Orientierung auch der beteiligten Juristen, besonders der Familienrichter, hat begonnen. — Neue Literatur zum Thema: R. Lempp, Die Ehescheidung und das Kind. Kösel, München. — E. Eil, Trennung — Scheidung — und die Kinder. Kreuzverlag, Stuttgart. — Besonders zu empfehlen: Das Recht der Scheidungswaisen, Protokoll einer Tagung der Ev. Akademie Hofgeismar (Postfach 1205, 3520 Hofgeismar).

SKAV-FORTBILDUNG

Kurse 1981

- A Behinderung und Heil — Die Probe aufs Humane**
Leitung: Dir. A. Breitenmoser/Dr. A. Hirner
13./14. Februar, Dulliken
- B Drogen in Heim und Internat**
Leitung: S. Riedener, Luzern
2. April, Bruchmatt, Luzern
- C Singen und Tanzen mit Betagten**
Leitung: M. Mörker, Luzern
27.—29. April, Luzern
- D Leid tragen — Leid mittragen**
Leitung: Dr. B. Bürgi; W. Pfister u. a.
1.—3. Oktober, Bethanien, St. Niklausen
- E Das Heim im Alltag**
Leitung: Sr. Canisia, A. Vonwyl, Staffelhof, Reussbühl
12./13. November, Reussbühl
- F Zu einer Anthropologie der Begegnung**
Leitung: Dr. I. Abbt, Dr. M. Sonderegger
1./2. Dezember, Mattli, Morschach
(in Zusammenarbeit mit dem VSA)
- G Öffentlichkeitsarbeit für Heime und Sozialdienste**
Leitung: Roger Manzardo, Luzern
4./5. Dezember, Bad Schönbrunn

Unsere Fortbildungsbroschüre 1981 und nähere Auskünfte erhalten Sie beim Sekretariat des SKAV, Zähringerstrasse 19, 6003 Luzern, Tel. 041 22 64 65.

hier wichtig. Aber es ist meine bittere Erfahrung — und sie wird auch heute noch von vielen Heimerziehern und Ersatzeltern bestätigt: Sie kommt oft nicht an. Die stumme Antwort des Schulpädagogen heisst: Was geht das mich an? Die Schule hat sich im ganzen trotz aller sogenannten Reformen in den letzten Jahrzehnten nicht gebessert, die sozialpädagogische Orientierung fehlt schon in der Lehrerbildung. Die Lehrer der höheren Schule zum Beispiel bekommen auch heute noch ausser ihrem Fachwissen kaum eine pädagogische Ausbildung mit. Wir müssen also auch heute immer noch damit rechnen, dass unserem Kind dort noch zusätzliche Entmutigung und Leid zugefügt wird. Trösten — das ist hier das eine, das Wichtigste. Das andere ist dies: Wir Sozial- und Heilpädagogen sollen nicht immer die Rolle der braven Sanitäter spielen, die die Opfer in Empfang nehmen. Wir sollten lauter, stärker als bisher auch zurückrufen. Wer tut es denn sonst? Die Schule bleibt auch im Jahre 2000 noch die gleiche, wenn sich niemand wehrt. Ein Schul-Unmut (dieser heute gegebenen Schule gegenüber) und ein anderes Schulbewusstsein muss kommen, von allen Seiten gefördert. Ich warte darauf und dass es dann auch einmal sozialpädagogisch denkende Kultusminister geben wird. Ich muss hier noch hinzufügen: Es gibt auch heute schon Lehrer, die einen Blick haben für diese Kinder in ihrer Klasse, die eine besondere Zuwendung auch in der Schule brauchen. Lehrer, die wissen: Ein ungeborgenes Kind kann man nicht erziehen, nicht therapieren, auch nicht unterrichten, man muss sich zuerst um seine Bergung bemühen. Diese Lehrer sind noch selten. Wir müssen darum werben, dass sie mehr werden.

Umgang mit Jugendlichen

Bei kleinen Kindern fällt die Zuwendung leicht, sie sind «süss», zeigen ihr Verlangen nach Zärtlichkeit auch ganz offen und nehmen unser Angebot dankbar an. Das macht Spass. Das gilt auch für das Alter 9—12, das «Kind in Bestform». Aber wie sieht die Zuwendung im Umgang mit Jugendlichen aus?

Wir müssen wohl zugeben: Das ist ein pädagogisches Feld, das seit Jahren äusserst schwierig geworden ist. Da hat sich ein neuer Stil von Zuwendung noch nicht eingependelt. Dass wir gerade da in der Krise stecken, zeigen ganz deutlich diese Erscheinungen: die Abwehr, das Aussteigen so vieler Jugendlicher; Alkoholismus, Drogensucht, Selbstmordneigung — Vorgänge, denen wir auch mit unseren intensiven heilpädagogischen Bemühungen oft nicht mehr gewachsen sind. Nach Aussage des Psychiaters Dumke (Düsseldorf), der mit vielen suizidgefährdeten Jugendlichen Erfahrung hat, versucht heute schon fast jeder zehnte Jugendliche, sich einmal das Leben zu nehmen. Immer liege da eine nach Hilfe schreiende Situation vor, Zuwendung werde geradezu herausgefordert. In der Hälfte aller Fälle, auch der gelungenen Suizide Jugendlicher, ist die Schule übrigens auslösende Ursache oder Mitursache. Das entspricht dem, was zum Schulproblem zu sagen war.

Vor etwa zwei oder drei Jahren wurde einmal eine grosse Zahl von jugendlichen Ausreisern befragt. Ihre Zahl ist schwer auszumachen, es sind jedenfalls Tausende jedes Jahr. Ihr Alter: schon 12—14jährige sind dabei, Altersschwerpunkt ist 16/17. Viele kommen bald wieder heim, einige davon etwas reifer geworden, andere weiterhin unsicher, ängstlich, unbefriedigt. Aber einige bleiben weg, sie sind sehr gefährdet — auch wenn einmal die totale Verweigerung als Durchgangsstadium eine positive Funktion haben konnte. Nun zur Frage: Warum sind sie wegelaufen? Was haben sie nicht mehr ausgehalten? Unter den Antworten waren diese an erster Stelle: das Herumkommandiert werden — und vor allem das Schweigen. Man hat nicht mehr mit ihnen geredet. Niemand hat mehr mit ihnen geredet, wie sie sagen — und zwar richtig: nicht zu ihnen von oben herab, immer noch als ‚Erlauber‘ und ‚Verbieter‘, sondern mit ihnen — über ihr Leben und überhaupt über das Leben.

Bedürfnis, Herausforderung, Schrei nach Zuwendung auch in diesem Alter — was aber die Situation so schwierig macht, ist dies: Die Jugendlichen selbst tun so, als ob sie die Zuwendung gar nicht mehr wollten und nicht mehr brauchten; als ob sie mit den Eltern oder denen, die sie vertreten, gar nichts mehr zu tun haben wollen. Es ist nicht leicht, durchzuspüren, dass das im Grunde nicht stimmt, dass ihr negatives Gehabe eben nichts anderes ist als ein Werben um weitere Zuwendung: «Lass mich doch nicht allein!» Zu bedenken ist auch noch die äussere Grösse (Akzeleration), die über etwas hinwegtäuscht. Ich sagte da manchmal zu einem Mitarbeiter: «Achtung, Verpackung ist grösser als Inhalt!»

Das Besondere an Zuwendung in diesem Alter, das notwendig Neue daran ist gar nicht so leicht zu praktizieren: entlassen, loslassen — doch ohne zu vertreiben. In der Elternbildung und auch in der Erziehungsberatung stossen wir immer wieder auf die Erfahrung, dass dieses letzte Stück Pädagogik den Eltern als solches nicht genügend bewusst ist, dass sie es lernen müssen. Auch ein theoretisches Wissen um diese Vorgänge, heute oft in schöne Schlagworte gefasst, tut es noch nicht.

Zur Beratung kommt eine Mutter, sie klagt über Schwierigkeiten mit ihrer Tochter. Die Mutter gehört zu den scheinbaren intellektuellen Eltern von heute, die aufgrund der Inflation von Fachliteratur sehr belesen sind. Sie hatte natürlich Gordons «Familienkonferenz» gelesen — aber ihr Bekenntnis zur «Partnerschaft» war eben nur ein angelesenes Modewort. Partnerschaft mit ihrer Tochter schon wirklich zu leben, davon war sie noch weit entfernt.

Wenn es zum Konflikt kommt, dann geht heute vielen Eltern und Erziehern viel zu rasch der Atem aus, sie resignieren. «Dann soll er eben sehen, wo er bleibt.» Das Schweigen kommt. Der Grundsatz der rechten Zuwendung in diesem Alter heisst: Nicht aufhören, miteinander zu reden.

Für den Umgang mit dem angeschlagenen Jugendlichen, mit dem wir Heilpädagogen zu tun haben, können wir immer wieder bei dem grossen Verwahrlosten-Pädagogen August Aichhorn in die Schule gehen — dies besonders für die Art des Sprechens. Er meint, man muss ihm ohne viel Worte zu verstehen geben: Du darfst mir alles erzählen. Ich werde nichts beurteilen, nicht einmal befremdet sein. Nicht werten und ermahnen. Ich werde versuchen zu verstehen, wie alles gekommen ist.

Heime und Kliniken sind auch von Gesunden gefragt

Heime helfen verdrängen

Heime und Kliniken nehmen der Gesellschaft viel ab. Sie übernehmen, pflegen und versorgen viele kranke, behinderte, leidende und sterbende Menschen. Das ist ein wichtiger und nötiger Dienst. Er hat aber auch zur Folge, dass die Gesunden weniger mit den Grenzen des Lebens konfrontiert werden. Um so mehr bleiben für sie Gesundheit und Leistungsfähigkeit die Kriterien für die Lebensorientierung und -bewertung. Das ist eine gefährliche Einseitigkeit.

Steigendes Interesse an sozialen Fragen

Andererseits wächst das Interesse für Randgruppen, Benachteiligte und soziale Aufgaben. Gerade von jungen Menschen werden direkte Begegnungen mit solchen Menschen gesucht. Sie möchten nicht nur darüber reden, sondern selber etwas tun. Viele sind aber enttäuscht, weil Heime und Kliniken für sie nur als Besucher zugänglich sind. Gesunde und Benachteiligte sind gegenseitig zu stark isoliert.

Sie können Ihre Türen öffnen

Informationen über Behinderung, Leiden und Sterben bleiben weitgehend theoretisch und ohne persönliche Betroffenheit. Direkte Begegnungen und persönliche Mitarbeit erbringen wesentlich mehr. Darum können Heime den Gesunden etwas geben, was sonst kaum erfahrbar ist.

Oeffnen Sie Ihr Heim für Sozialeinsätze.

Es bringt Ihnen nicht nur Mehrarbeit

Für Sie wird die unbestreitbare Tatsache im Vordergrund stehen, dass solche Einsätze Ihnen nicht eine Entlastung, sondern Mehrarbeit bringen. Die Einsätze passen nicht in den routinemässigen Ab-

lauf. Trotzdem bringen sie Ihnen und den Heiminsassen in anderer Weise Hilfe und Bereicherung.

Die Jungen bringen etwas

Den Heiminsassen bringen solche Einsätze zusätzliche Kontakte und Abwechslungen. Es können Bedürfnisse abgedeckt werden, für die sonst niemand die nötige Zeit und Kraft hat.

Multiplikatoren

Menschen, die Ihre Arbeit von innen her kennengelernt haben, werden in ihrem Umkreis für Ihre Aufgaben Interesse und Verständnis wecken. Sie tun damit eine wirksame Oeffentlichkeitsarbeit und helfen Ihnen, aus der Isolierung herauszukommen.

Beruflichen Nachwuchs fördern

Sozialeinsätze sind oft bei der Berufswahl mitbestimmend. Sie können so etwas wie eine Schnupperlehre sein. Sie leisten darum einen Beitrag zur Nachwuchsförderung.

Wir beraten Sie gerne

Wenn Sie trotzdem Angst vor den Umtrieben haben oder sich nicht vorstellen können, wie solche Einsätze durchführbar sind, so verstehen wir dies gut. Es ist auch wichtig, keine unrealistischen Vorstellungen zu haben und alles gut zu planen. Wir helfen Ihnen dabei gerne. Wir haben Informationsschriften:

«Sozialeinsätze in Heimen und Kliniken. Warum? Wie?»

«Praktische Anleitung zum Einsatz Jugendlicher in Heimen und Kliniken.»

Wir sind auch gerne zu persönlichen Auskünften und Gesprächen bereit.

Verein für Schweizerisches Heimwesen
Stellenvermittlung, Seegartenstrasse 2
8008 Zürich, Tel. 01 252 45 75

Evangelischer Verband
für Innere Mission und Diakonie
Sihlstrasse 33, Postfach 384, 8021 Zürich
Tel. 01 211 88 27

Im weiteren gilt es dann freilich auch, zu sagen, was man selber meint. Der Jugendliche will das auch in Wirklichkeit, dass wir dazu den Mut haben. Nur zuhören reicht nicht. Antwortlosigkeit ist auch eine Form der Vertreibung. Er will nur nicht, dass ich ihm die eigene Meinung aufdränge. Wir haben es in diesem Punkt heute mit einer Zeitkrankheit zu tun, mit der Schwäche (um nicht zu sagen: Feigheit) der Aelteren, geboren aus der Angst, nicht modern genug zu sein — oder einfach aus der Flucht vor Schwierigkeiten.

Nicht aufhören, miteinander zu reden — inhaltlich geht es dabei immer um etwas Entscheidendes mehr als bloss um das Tagesgeschehen. Um die immer notvolle Frage des jungen Menschen nämlich (nachdem er die Welt etwas erfahren hat), was denn sein Leben und das Leben überhaupt für einen Sinn habe, was denn das alles soll. Es geht um politische Fragen, denen wir gerne ausweichen, die aber wichtig sind. Es geht letztlich um die religiöse Frage (Religion nicht mit Kirche gleichgesetzt). Viele Erzieher, auch viele Eltern verdrängen diese Frage

heute besonders hartnäckig in einer Art von intellektuellem Selbstbetrug — auch für sich selbst, und sie können sich ihr daher nicht mehr stellen. Wenn wir uns aber den wesentlichen Fragen unseres Daseins gerade im Gespräch mit jungen Menschen stellen, wird Zuwendung in einem tieferen Sinn verwirklicht als wechselseitiges Geschehen, als Geben und Nehmen, als Freundschaft zwischen alt und jung — und gerade in diesem Sinn als Hilfe für die gar nicht so leichte eigene Antwort auf die letzten Fragen im Aelterwerden.

Wir wissen heute: Das Jugendlichenalter trägt neben der früheren Kindheit ganz besondere Chancen (und Gefahren) in sich — für eine positive oder negative Wende in der gesamten Entwicklung des jungen Menschen. Vielen von unseren hundertausend alkoholsüchtigen, drogensüchtigen, suizidgefährdeten Jugendlichen kann geholfen werden, wenn sie doch noch rechtzeitig vor allem das Therapeutikum «Zuwendung» (aber mit den Merkmalen der Echtheit) bekommen. Alle sind einmal zuwendungsbedürftige Kinder gewesen und alle haben hier den Riesen-Nachholbedarf. Und alle unsere Kinder werden bald Jugendliche sein. Das geht schneller als man denkt. Wie werden sie sich dann befinden?

Lesezeichen

Ein Portemonnaie stellt Beziehungen her und ändert Ansichten. Robert Walser

Die Geschichte ist die Herrschaft des Mittelmässigen und Gewöhnlichen. Ortega y Gasset
Es ist der stetig fortgesetzte, nie erlahmende Kampf gegen Skeptizismus und gegen Dogmatismus, gegen Unglaube und Aberglaube, den Religion und Wissenschaft gemeinsam führen, und das richtungsweisende Losungswort in diesem Kampf lautet von jeher und in aller Zukunft: Hin zu Gott. Max Planck

Ein Tor, der aus des Nachbars Kinderstreichen Sich Trost nimmt für das eigne schwache Tun, Der immer um sich späht und lauscht und nun Sich seinen Wert bestimmt nach falschen Zeichen. Gottfried Keller

Warum sich Sorgen machen ums Leben? Keiner überlebt's. Truman Capote

Die Lüge ist durch die blossе Form ein Verbrechen des Menschen an seiner eigenen Person. Immanuel Kant

Pressefreiheit? Ich fürchte sehr, dass ihre Gefahren den Nutzen bei weitem übersteigen. Arthur Schopenhauer

Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut.
Ihn stört in seinem Lustrevier
Kein Tier, kein Mensch und kein Klavier.
Und niemand gibt ihm weise Lehren,
Die gut gemeint und böс zu hören.
Wilhelm Busch

IV.

Das herrliche Wort Freiheit ist in dem notwendigen Fortschritt im Pädagogischen heute wichtig. Das Wort Zuwendung zeigt die andere Seite auf. «Freiheit ist nichts, ich wollt ich wär Dein», sagt der Dichter. Es gibt überbefreite Kinder und Jugendliche. Wenn wir Sozial- und Heilpädagogen das wieder betonen, müssen wir auf Widerspruch und Widerstand gefasst sein in einer Zeit, die zwar einerseits an zunehmender Erkältung, an dem Energieverlust Wärme leidet und dies auch beklagt und doch — schizophoren wie sie ist — alles Rationale, alles Verstandesmässige wieder und weiterhin extrem überbewertet; auf Widerstand auch in unseren eigenen Reihen, nämlich bei denen, die sich mit der «Sache Kind» in grosser Entfernung von den Kindern selbst beschäftigen.

Einer der Väter unserer Sache, der Heilpädagogik, Heinrich Hanselmann, hat gewusst, was uns bevorsteht. Er hat auf dem ersten internationalen Kongress für Heilpädagogik in Zürich im Jahre 1940 (also vor fast genau 40 Jahren) ein Wort gesagt, das noch heute gilt. Mit dieser Aufmunterung an uns selbst möchte ich schliessen. Das Wort heisst: «Wir leiden noch an unserer Geschichte. Heilpädagogik ist eine junge Sache. Sie ist — so meinen viele — das Anliegen einer kleinen Zahl sentimentaler, unpraktischer Weltverbesserer, die mit mehr Herz als Verstand eine überflüssige Liebhaberei betreiben.» Betreiben wir sie weiter, diese Liebhaberei — auch mit Verstand, aber vor allem mit Herz.

Adresse des Verfassers:

Andreas Mehringer, Noestrasse 30, D - 8000 München 71